

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 239.

Samstag, 12. Oktober.

1929.

(14. Fortsetzung.)

Wettlauf um Ellinor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Senta Medel.

Ellinor tappte noch immer mechanisch vorwärts. Der Rauch hatte sich wie ein eisernes Band um ihren Schädel gelegt und schnürte ihr langsam die Kehle zusammen.

Sie hatte nicht die mindeste Angst. Sie war selbst erstaunt darüber, sie dachte nur immerfort: wie schade, nun war alles umsonst. Manchmal hatte sie das Gefühl, sie müsse sich einfach hinsetzen und abwarten, was käme, aber dann trieb sie der Rauch wieder vorwärts und die Beine gingen ganz mechanisch ihren Weg.

Die Frau mit dem Kind hatte sich noch immer an Ellinor geklammert und ließ sich mitziehen. Aber das Vorwärtskommen wurde immer mühsamer.

Ellinor biß die Zähne zusammen. Sie wollte nicht feige werden, sie hatte schon manche anstrengende Tour in ihrem Leben gemacht, sie erinnerte sich an einen Schneesturm, der sie einmal in den Bergen überfallen hatte, als sie einen Ausflug machte, auch damals hatte sie nur ihre unbeugsame Energie gerettet.

Aber jetzt fühlte sie langsam, wie sie ermattete. Mit einem Mal hörte sie irgendwo ein Glockensignal und zwei große gelbe Lichter schoben sich aus dem Nebelmeer.

Ein Rettungszug.

Ellinor taumelte. Plötzlich standen die Lichter ganz schief und drehten sich wie irrsinnig gewordene Räder.

Aber dann war George auf einmal da, nur war er seltsam groß und unwirklich, aber sie fühlte doch, daß er da war und sie wunderte sich kein bißchen darüber: „Ich wußte ja, daß du mich finden würdest, George“, flüsterte sie leise, dann trugen starke Arme sie fort.

16.

Im Filmatelier der United Film Company surrten die Maschinen. Die Scheinwerfer schnurrten und summten und warfen ihr grelles Licht auf den Haufen der Komparsen, die immer wieder auf den Befehl des Regisseurs hörten und sich immer wieder geduldig wie eine Herde Schafe in die gewünschten Stellungen bringen ließ. Hier arbeitete man für wenig Dollar den ganzen Tag, schuftete man sich ab, daß einem die Knochen weh taten. Keinen Augenblick konnte man still stehen.

Aber die Stunden, wo man dran war, da ging es noch viel schlimmer die Zeit, wo man wartete, und der Filmkomparse wartet den allergrößten Teil seines Lebens.

Jimmy hatte die Uniform eines österreichischen Offiziers an. Der eng anliegende Rock paßte dem schlanken jungen Mann ausgezeichnet. Verliebt betrachtete er sein Bild in einem kleinen Taschenspiegel.

Dumm, daß man die Uniform nachher ausziehen mußte, wenn die Aufnahme vorbei war, wie schade, daß alles nur gespielt war und daß, wenn man sich abgeschminkt hatte, der schöne Traum von Reichtum und Glück vorbei war.

Jimmy hatte Sehnsucht nach dem Leben, er wollte gern heraus aus den engen Verhältnissen, in denen er aufgewachsen war. Er hatte durch den Film soviel gesehen, wie es sein könnte, wenn man ein wenig Glück hatte, daß ihn die Sehnsucht nach Schönheit und Sorglosigkeit wie ein Fieber packte.

Aber wie konnte man reich werden? Er hatte Dollar auf Dollar gelegt, hatte sich alles abgespart, was er nur irgend konnte, und doch waren seine Ersparnisse so wenig, daß sie kaum zu einem üppigen Mittagsmahl gereicht hätten.

Was hatte er da neulich für einen Unsinn geredet, er wollte Betty Glynn mal in ein wirkliches Theater führen.

Er lachte bitter auf. Nein, das ging wirklich nicht, er hatte ja gar keine Möglichkeit, in so ein Theater hineinzukommen. Das Billett hätte man noch allenfalls erstehen können, vielleicht bekam man auch einmal eins geschenkt, aber was sollte man damit machen, er hatte ja keinen guten Anzug!

Mit resigniertem Lächeln dachte Jimmy an seinen grauen Anzug, der in der Komparsengarderobe hing.

Nein, damit konnte man keinen Staat machen. Da mit ließ man ihn gar nicht hinein in so ein Theater.

Die Weife des Regisseurs trillerte.

Jimmy hüpfte von seiner Kiste herunter und begab sich zur Aufnahme.

Vielleicht hatte er heute Glück, dann nahm ihn der Regisseur für eine Sonderaufnahme dran, dann bekam er zwei Dollar mehr, das war eine Menge Geld.

Als er sich in Reih' und Glied aufstellte, denn es sollte gerade eine Szene auf dem Kasernenhof gedreht werden, für irgend einen Kitzfilm mit einem Erbgroßherzog und einem süßen Mädel, da sagte ihm sein Nachbar:

„Weißt du schon, daß ein großes Unglück passiert ist! Der Regisseur hat eben mit der Stadtzentrale telefoniert, da hat man es ihm gesagt. Der Untergrundbahntunnel an der Picadillystation steht in Flammen!“

„Sind viele Tote?“, fragte einer mit einer so gleichgültigen Stimme, als handelte es sich um einen Waggon Schlachtvieh!

„Man weiß es nicht, es war nichts heraus zu bekommen, aber ein paar Züge der Bahn sollen doch in dem Schlammfeld stecken. Das wird ja toll da aussehen, gerade die Züge, die in den Morgenstunden immer so besetzt sind, die von Hoboken herunter kommen!“

„Natürlich, immer wenn etwas passiert, sind wir nicht dabei, dann müssen wir hier dumme Aufnahmen machen!“ Der Mann, der das gesagt hatte, spuckte auf die Erde.

Jimmy faßte sich an den Kopf.

Betty!

Betty war mit diesem Zug gefahren, der von Hoboken zur Stadt fuhr, er hatte sie selbst zur Bahn gebracht.

„Jimmychen!“ hatte sie noch freundlich zu ihm gesagt und ihn mit ihrem lieben Lächeln angeschaut, „sei recht fleißig, mein Junge!“

Ihm war es, als höre er noch genau den Tonsall, in dem das gesagt wurde.

Jimmy wurde es plötzlich siedend heiß.

Wenn Betty etwas passiert war.

Man mußte sich erkundigen.

Aber in diesem Moment rief der Regisseur „Aufnahme!“ und die Apparate fingen an zu knallen.

Jimmy klopfte das Herz bis zum Hals. Er konnte nicht bleiben, er mußte sehen, was aus Betty geworden war.

Er wandte sich an den Regisseur:

„Ich möchte für heute um Urlaub bitten, ich muß sofort zur Stadt zurück!“

Der Regisseur hörte nicht auf ihn, er besprach mit dem Aufnahmeleiter gerade eine neue Pose.

Jimmy faßte ihn am Arm.

„Hören Sie, ich möchte gern fortgehen, ich muß unbedingt jetzt zur Stadt!“

Unwillig drehte sich der Mann um:

„Das ist Unsinn, das geht jetzt nicht, Sie müssen bleiben. Gehen Sie sofort auf Ihren Platz zur Aufnahme!“

Jimmy drehte sich unschlüssig um. Er wußte genau, wenn er jetzt nicht gehorchte, dann war es hier mit seinem Engagement aus, dann setzte man ihn auf die Straße, dann konnte er sehen, wie er satt wurde.

Jimmy dachte mit Grauen an das wochenlange Herumsitzen auf den Agenturen, ehe man eine Anstellung bekam. Er kannte diese Zeiten, wo man vor Hunger nicht aus noch ein wußte, und wo Mrs. Buttler jeden Tag mit Hinausschmeißen drohte, weil man die Miete nicht bezahlen konnte.

Mechanisch stellte sich Jimmy wieder in seine Reihe. Die Scheinwerfer flammten auf und stachen ihm wie mit Messern in die Augen.

Ruhig, nur nichts überstürzen!

Jimmy stand der Schweiß auf der Stirn.

Immerfort dachte er an Betty.

Wenn man wenigstens telefonieren könnte, dann würde er den Portier bei Weston gleich anrufen und fragen, ob Betty Glynn da ist, aber er konnte nicht vom Fleck.

Der Regisseur probte die Szene immer wieder von Neuem.

Er tutete durch ein großes Megaphon und bellte seine Befehle in die Luft.

Jimmy war gar nicht bei der Sache, er machte nur ganz mechanisch nach, was die anderen ihm vormachten.

„Verdammt noch mal, passen Sie doch gefälligst ein bißchen auf!“, schnauzte der Regisseur, als Jimmy sich einmal nach der falschen Seite drehte.

Jimmy dachte kampfhaft an die drei Dollar, die er sich für seine Arbeit nachher abholen konnte.

Er nahm sich vor, Betty heute einen Beilchenstrauß zu kaufen, er wollte den schönsten aussuchen, den er bekommen könnte. Sie würde sich sicher darüber freuen.

Betty konnte sich so herzlich freuen. Erst neulich, als er ihr gesagt hatte, daß er, wenn er einmal reich wäre, oder in einer Woche einmal besonders viele Sonderaufnahmen hätte, würde er ihr etwas ganz Schönes schenken, da hatte sie zu ihm gesagt:

„Jimmy, du bist ein Praktiker!“

Ja, das hatte sie wirklich gesagt, und dabei war sie ihm mit einem festen Griff in die Haare gefahren, daß es ihm beinahe weh getan hatte. Aber es war himmlisch gewesen.

Und nun konnte sich die Betty vielleicht gar nicht mehr freuen, nun war sie vielleicht verunglückt und lag irgendwo ganz hilflos und verlassen.

Jimmy konnte es nicht mehr aushalten, er mußte auf jeden Fall Klarheit haben.

„Darf ich einmal telefonieren?“, fragte er.

„Sie sind wohl verrückt geworden, junger Mann“, lachte der Regisseur, „erst wollen Sie weglassen, dann wollen Sie telefonieren! Was denken Sie sich eigentlich, Sie sind doch nicht zum Vergnügen hier!“

Jimmy bekam einen roten Kopf.

Er haßte auf einmal diesen dicken Regisseur, der mit den Menschen umsprang, als seien sie Puppen, die nach seiner Flöte tanzen mußten für ein paar lumpige Dollar.

Jimmy drehte sich langsam um und ging auf die Ankleidebarade zu.

Er wußte ganz genau, daß man ihn nun heraus-schmeißen würde, es war ihm egal, er dachte immerfort daran, daß Betty ihn brauchen würde.

Der Regisseur sah dem Jungen erstaunt nach. Er begriff nicht sofort, als er aber sah, daß Jimmy sich mit ruhigen Schritten immer weiter entfernte und sich auf seinen Anruf noch nicht einmal umdrehte, wurde er blaß vor Wut:

„Sofort kommen Sie zurück! Sofort!“

Aber Jimmy hörte nicht. Er ging kein bißchen schneller und kein bißchen langsamer.

Er ging wie ein Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat.

Der Regisseur sandte ihm den Aufnahmeleiter nach. Er wollte den begabten Jungen nicht verlieren und er wußte, daß Jimmy keinen Cent in der Tasche hatte.

„Sagen Sie ihm, er ist sofort ohne einen Cent entlassen, wenn er nicht gleich zurückkommt. Nie wieder nehme ich ihn zu einer Aufnahme!“

Aber Jimmy schüttelte nur den Kopf, als der Aufnahmeleiter ihn bestürmte, zurückzukommen.

Es hatte nun keinen Zweck mehr. Er mußte Betty zu Hilfe kommen, auch wenn er dadurch seine Stellung verlor.

Er lächelte ein wenig krampfhaft, als er dem Garderobier seine Uniform ablieferte und seinen schon etwas blanken Anzug dafür wieder bekam.

Nie wieder würde er einen so hübschen Anzug haben, er mußte still sein und sich freuen, wenn sein einziger Anzug noch ein paar Wochen hielt.

Der Mann am Schalter zahlte ihm selbstverständlich keinen Cent aus, denn er hatte ja keine Anweisung vom Regisseur.

Jimmy rannte zur nächsten Haltestelle.

Er hatte keinen Cent mehr in der Tasche, aber wenn er die weite Strecke zur Picadillystation zu Fuß gemacht hätte, dann hätte er Stunden gebraucht.

Er mußte sehen, ob er die Kunst des Schwarzfahrens noch konnte, in der die Gassenjungen aller Welt Meister sind, und es war noch gar nicht solange her, daß er zu dieser Legion von Jungen gehört hatte.

Der Wagen sauste heran.

Die vordere Plattform war ganz leer, da konnte er sich nicht hinstellen, ohne zu bezahlen, da hätte ihn der Schaffner gleich erwischt.

Jimmy quetschte sich in den Wagen. Hier standen die Leute dicht gedrängt.

Ein junger Dandy mit hellgelben Schuhen drängte sich rücksichtslos noch als Letzter in den Wagen. Dabei stieß er eine alte Frau, die mit einem großen Paket in der Mitte des Wagens saß, heftig an.

Die Frau schaute wütend auf:

„Können Sie sich nicht entschuldigen, Sie offer Duffel!“

Der Dandy machte ein hochmütiges Gesicht und zuckte mit der Achsel:

„Person!“ murmelte er verächtlich.

Aber er hatte nicht mit dem schlagfertigen Mundwerk einer New Yorker Kleindürgerin gerechnet. Die Frau kollerte wie ein gereizter Puter:

„Sie sind wohl verrückt geworden, wie können Sie eine Dame beleidigen!“ (Fortf. folgt.)

Stadt im Regen.

Die Straßen sind von blassem Dunst zerstückt. Der Regen rieselt plätschernd in den Rinnen. Die Häuser stehn mit grämlichem Besinnen Und haben all die schrägen Dächersinnen Wie nasse Hüte ins Gesicht gedrückt.

Der Bahnen und der Wagen Räderbraus Raucht glitschend über spiegelnden Asphalt. Aufrauscht der Wind mit Schauern, feucht und kalt, Und wenn sein Wehn die Regenwirbel ballt, Blühts aus dem Pflaster wie ein Tropfen-Strauß.

Eintönig tiefend, wolkengrau umlaucht, Bright frühes Dunkel in die Straßen ein, Durch das der Lichter greller Gladerschein, Schaumig zerfließend auf dem nassen Stein, Wie ein gespenstig Leben huscht und schnaubt.

Heinrich Heis.

Abchied vom Wochenende.

Von Eva Leidmann.

So schwer wie dem Segler der Abschied vom Wochenende wird, wird es so leicht keinem anderen Endler sein. Sein Schiff ist seine sommerliche Heimat und diese Heimat ist voll von Romantik und Abenteuer. Der Segler lebt sozusagen ein zweites Leben während des Sommers.

Wieder liegt der graue Regenhimmel über dem Jachthafen. Die Ständer bewegen sich nur unlustig im böseartigen Wind; viele Bojen sind schon leer. Gelangweilt tauchen sie auf und nieder; sie werden nichts mehr erleben, bis zum Frühling. Kein „Ich hab sie zu fassen“, klingt mehr.

Unser liebes Schiff macht heute einen trostlosen Eindruck, wie wir selbst. Schiff und Mannschaft sind schon ein wenig „schmuddlig“. Der Matrose „Bodo“ läßt seinen Wollkopf traurig über das Barometer hängen, das seinen höchsten Tiefstand erreicht hat. Heute werden keine Decken gelüftet und keine Kissen. Unsere Seefäde sperren die Rachen auf. Es wird eingepackt, denn wir drehen gleich die „Mudeviede“ an und fahren zum Winterlager. Moses (Beiboot) verheißt sich noch, er weiß alles, weiß, daß es zum Winter-schlaf geht.

Unser lieber Rahn, unser Kamerad, der sich so schlant und grasil zwischen die Wellen drängte, Fisch und Vogel zugleich, windet sich schwerfällig und plump aufs Trockenbod. Fremd und unwillig steht die Jacht zwischen dem Eisengerrüst. Wir versprechen ihr alles mögliche Schöne für den Frühling: eine herrliche, neue Farbe, ein abgezogenes Deck, einen neuen Werkzeugkasten, aufgearbeitete Matratzen, neue Gardinen. Aber sie freut sich vorläufig nicht.

Wir klettern an einer Leiter hoch und sammeln die letzten Sachen ein. Dann sitzen wir noch eine Weile im Cockpit. Nichts mehr schaukelt, nichts mehr plätschert, kein „dider Junge“ (Sturzwelle) rollt heran. Wir sitzen fest; aber keine Flut kann uns in diesem Fall retten. Abseits steht Moses mit dem Gesicht zur Wand.

Wir können uns nicht trennen. Der zweite Dampfer ist schon versäumt. Immer wieder beginnen die Sätze: Weißt du noch? — Unsere Zilitour nach Dänemark. — Der wilde Seegang von Labö bis Sonderburg und dazu Gegenwind. — Das himmlische Wetter auf der ganzen Reise. Sonne wie im Süden. — Und wie wir vor Turö vor Anker lagen und nach der kleinen Insel Risholm hinüber schwammen, wo wir saßen und schriebe sechzehn Liebespaare antrafen, die alle jung und so hübsch waren. — Und erinnerst du dich an Herrn Nielsen und Rudförbjerg, der an der Raimauer stand, als wir nach einer märchenhaften Mondfahrt gegen Morgen in den Hafen einfuhren? — Wir hatten ihn für Hamlets Geist gehalten, als er uns seine wunderschönen Grabsteine empfahl. Es war dann doch nicht Hamlets, sondern Römgeist, der uns anwies. — Und die herrlichen Brötchen, die es in Dänemark gab, und den lederen Butterkuchen, den wir uns jeden Morgen einholten, und das „Lurusöl“ (Doppelbier), das uns einmal die Kautik stürte. — Und weißt du noch, wie frech du wurdest, als du uns die Tomatensuppe versalzen hastest und wir dies zart andeuteten? — Und als wir große Wäsche hatten? — Und das Gewitter kurz vor der Kieler Förde mit zwanzig Nebengewittern und der Rahn kaum mehr zu halten? — Es war meine schönste Reise. — Meine auch. Meine auch. — Nächstes Jahr gondeln wir nach Schweden, so wie wir hier sind.

„Bis zum nächsten Jahr rinnt viel Wasser die Elbe hinunter“, denkt jeder von uns schwermütig. — Den Sechshundert-Dampfer dürfen wir aber nicht mehr versäumen. — „Also „Tschü““. — Wir schlichen uns förmlich fort. Jeder nahm sein Bündel, eine traurige Mannschaft. Auf dem Finkenwärder Dampfer kamen wir uns vor wie Auswanderer. Das waren wir auch. Als der Dampfer beim Jachthafen um die Ecke bog, schauten wir zurück, auf den Platz, wo unser liebes Schiff immer auf uns wartete. Der Platz war leer. Schweigend war unsere Fahrt, still gingen wir auseinander. Abschied vom Weekend.

Das Kind telephonierte.

Von Hans Ratonek.

Ich liebe diesen Apparat nicht, der drohend und stimmgeladen auf meinem Schreibtisch steht und es jedermann erlaubt, uneingelassen bei mir einzutreten, durch meinen Gehörgang mitten ins Gehirn. Es ist noch sehr die Frage, ob man das Telefon benützt oder nicht vielmehr von ihm benützt wird. In ihm verdichtet sich das Charakteristikum aller technischen Errungenschaften: sie sind ebenso unentbehrlich wie unausführlich.

Aber eines Vormittags geschah doch etwas Unerwartetes; zunächst noch nicht, die Glode schritt wie gewöhnlich, mahnend, anmahnd, es ist ihr ganz gleichgültig, was sie in diesem Augenblick zerstreut: einen zarten Gedankenfaden,

ein wichtiges Gespräch. Die Glode ist unschuldig. Jemand hebt den Hörer aus der Gabel und der Apparat spielt; jeder Trottel kann sich seiner bedienen. Von hundert Anrufen sind mindestens fünfzig Mißbrauch einer an sich genialen Erfindung. Welch ein feines, kompliziertes Gebilde wird von groben, einfältigen Menschen zum Funktionieren gebracht! Dieser Kontrast könnte Erfinder abschrecken, wenn sie Philosophen wären; es ist ein Glück, daß sie es nicht sind.

Es klingelte also wie gewöhnlich; der erste Anruf, was wird es schon sein: ein Anliegen, eine Beschwerde, jemand, der eine Beziehung anknüpfen will. Ich finde, alle Stimmen durchs Telefon haben etwas Verstelltes, Falsches, Schleimiges, die Heuchelei einer Nähe, die doch nur vorgetäuscht wird. Man sollte mit Menschen, denen man nicht ins Auge schauen kann, nicht sprechen. Das viele Telephonieren, wobei jeder seine Worte durch Gesicht und Gebärde ins Gegenteil verkehren kann, verdirbt den Charakter. Das Telephonieren ist eine typische Beschäftigung der Erwachsenen.

Noch ehe ich dazu kam, ein unfreundlich knurrendes „Hallo, wer dort?“ in das Sprechrohr zu rufen, klingte dies an mein Ohr:

„Alle meine Entchen schwimmen auf dem See,
Schwimmen auf dem See,
Köpfchen unterm Wasser,
Schwänzchen in die Höh.“

Was ist das? Ich bin verblüfft, völlig aus dem Konzept gebracht; ein Anruf wie aus einer anderen Welt, gesungen von einem dünnen, sphärisch-klaren Stimmchen, das von irgendwoher kommt, nur nicht aus dem Telefon, aus dem Telefon nicht! Mit diesem Ding am Ohr hörte ich niemals andere als sehr irdische, sehr erwachsene Stimmen.

Ich hänge hilflos am Hörrohr. Ich kann doch eine Engelstimme nicht fragen: „Hallo, wer dort?“ Eher schon: „Wer ruft mir?“ Mir, nicht mich. „Mir“ klingt nicht nur berlinerischer, sondern auch — siehe „Faust“ — klassischer, entrückter.

Stille. Ich lausche dem Klänge nach, ich höre ein Bächlein plätschen, ich schmecke einen Quell, ein kleiner Wind flüstert im Erlengebüsch; mir ist so frisch zumute.

„Noch einmal, bitte“, sage ich und habe Angst, die Erscheinung zu vertreiben.

Und mein altes, verdrießliches Telefon, das schon viel gehört hat, aber das noch nicht, singt; flüchtig träufeln die Laute auf mich herab, durchrieseln mich, ein Stimmchen, wie wenn das schwerlose Wippen einer Bachstelze Ton geworden wäre:

„Alle meine Entchen schwimmen auf dem See . . .“

Vormittags 11 Uhr in meinem Bureau. Schwimmen Entchen auf dem See —

Die kleine anonyme Anruferin gibt sich schließlich zu erkennen: „Hier Ursula Thimmig, ich danke auch schön für die vielen kleinen Entchen, die Sie mir geschenkt haben!“

Ah, ich hatte meine Geburtstagsgabe längst vergessen; und das die Fünfjährigen schon telephonieren können, habe ich noch nicht gewußt. Und sie tun es sogar, wie ich nachträglich erfuhr, ganz spontan, gehen zum Apparat, lassen sich verbinden und singen: „Alle meine Entchen . . .“

Als ich zum erstenmal telephonierte, war ich 14 Jahre alt. Ich war sehr ungeschickt und so befangen, daß ich kaum ein Wort herausbrachte, geschweige denn einen kleinen Singvers. Ja, vor dreißig Jahren waren die Kinder noch nicht so weit. Wir hatten noch ein bißchen Angst vor der Technik und dem Apparat. Wir waren wie die Wilden, die, was sie nicht begreifen, fürchten.

Und Sie, wann haben Sie zum erstenmal in Ihrem Leben telephonierte?

Aber die Kinder von heute sind wie kleine Götter, sie sind lindlich und bedienen sich dennoch mit einer herrlichen Sicherheit des Komplizierten, sie sind in die Technik hineingeboren, sie plätschern in ihr wie in einem selbstverständlichen Element, sie statten ihr „Danke auch schön“ telephonisch ab, sie sagen Verschen telephonisch auf, sie lassen ihr kleines Herz ferndröhnlich klopfen . . .

Ich dank' dir auch schön, Ursula, für den verzauberten Vormittag. Ich werde das Silberstimmchen nie vergessen, das in mein graues, geschäftiges Bureau durch den Draht hineingeweht kam wie zarter Morgenwind . . .

○○○ Scherz und Spott ○○○

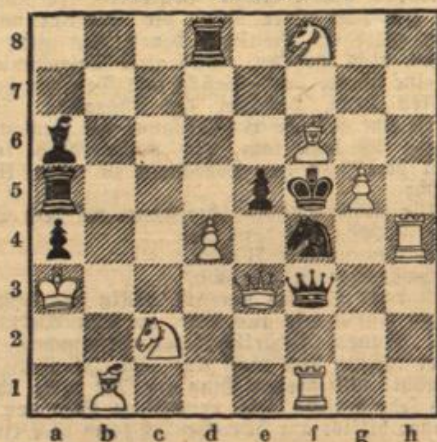
Was Mama auch kann. Die Lehrerin erzählt den Kleinen in der Zeichenstunde etwas von den Großmeistern der Malerei, und um ihnen die Größe der Kunst klar zu machen, sagt sie: „Rembrandt führte den Pinsel so gut, daß er mit einem einzigen Strich ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandeln konnte.“ — „Das ist doch nichts Besonderes“, meint da die kleine Elfe, „das kann meine Mama auch.“



Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 81. A. Ellerman.

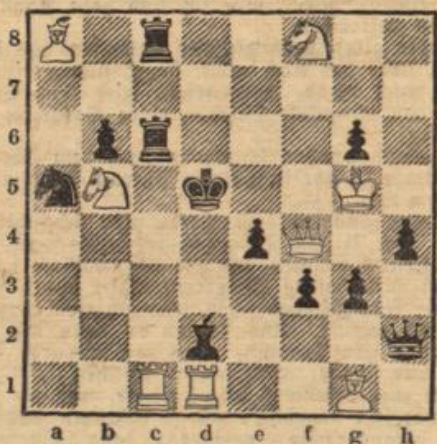


Weiß: Ka, De3, Tf1, h4, Lb1, f6, Sc2, f8, Bd4, g5.

Schwarz: Kf5, Df3, Ta5, d8, La6, Sf4, Ba4, e5.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 82. K. A. K. Larsen.



Weiß: Kg5, Df4, Tc1, d1, La8, g1, Sb5, f8.

Schwarz: Kd5, Dh2, Tc6, c8, Ld2, Sa5, Bb6, e4, f3, g3, g6, h4.

Matt in 2 Zügen.

Das Wort „Gambit“ ist im Schachspiel ein Kunstausdruck, das italienischen Ursprungs, jedoch unbekannter Herleitung ist. Der spanische Priester Ruy Lopez brachte im Jahre 1560 das Wort Gambito aus Rom, wo er dem Schachspiel vielfach obgelegen hatte, zuerst nach Spanien, von wo aus es sich schnell verbreitete. Nach seinen Erklärungen war es gleichbedeutend mit dem „Beinstellen“ der Ringkämpfer. Man verstand nämlich darunter das Opfern einer Figur, um dadurch einen Stellungsvorteil zu erlangen. So nennt Lopez zum Beispiel die Zugfolge 1. e4—e5, 2. Sf3—f6, 3. Sf×e5 den Gambit von Damiano (gambito de Damiano), weil dieser Schriftsteller genannte Spielweise zuerst erwähnt. Nimmt Schwarz den Springer, so erhält bekanntlich Weiß die Gelegenheit zu einem heftigen Angriff. Der Sinn dieses Kunstausdrucks besagt, daß ihm eine Kriegerlist, ein Fallstrick zu Grunde liegt. Im Allgemeinen heißt heute zu Tage jede Eröffnung, wobei zwecks einer schnellen Entwicklung der Figuren ein Stein geopfert wird, ein Gambitspiel. Solche der Natur des Schachspiels entstammende Benennungen sind ohne jeden Zweifel die besten.

Partie Nr. 37. Gespielt im Karlsbader Turnier 1929.

Weiß: Thomas, Schwarz: Marshall.

1. d4—e6, 2. Sf3—c5, 3. c4. Statt dieses ganz guten Zuges kann Weiß auch mit e4 in die sizilianische Partie einlenken. Ferner sind auch e3 und c3 ganz befriedigende Züge. 3. ... c×d4, korrekter dürfte d5 sein, denn mit dem Tausch auf d4 gewinnt Weiß ein Positionstempo, das allerdings nicht so wertvoll ist wie ein Entwicklungstempo. 4. S×d4—Sf6, 5. Sc3—Lb4, 6. Sb5. Dieser Springerzug hat gar keinen Zweck, da er doch nicht gut nach d6 vordringen oder sich wenigstens dort nicht behaupten kann und endet nur in Zeitverlust. Db3, was Tarrasch gegen Spielmann im Semmering-Turnier spielte, ist das Richtige. 6. ... 0-0. Auf Sd6 würde De7; Lf4, e5; Sc8, T×c8 mit Gewinn des c4-Bauern folgen. Nun versucht Weiß einen Angriff auf den Punkt c7, aber auch der wird von Schwarz geschickt zurückgewiesen. 7. Lf4—d5!, 8. e3—Sc6! Nun wäre Sc7 wegen e5 fehlerhaft. 9. a3—La5, 10. b4—a6, 11. Sd4. Weiß hat mit dem Springer zwei Tempi verloren, von denen eins durch a6 kompensiert wird. 11. ... Lc7, 12. S×c6? Der entscheidende Fehler. Durch den Tausch verliert Weiß nicht nur wieder ein Tempo, sondern verstärkt das schwarze, an sich schon bedrohliche Bauernzentrum so, daß Schwarz einen Mittelbauern gegen den b-Bauern behält. Statt dessen konnte Weiß immer noch ein ganz befriedigendes Spiel erlangen, nämlich mit L×c7—D×c7; c×d5—e×d5; Tc1 nebst Le2 und 0-0. 12. ... b×c6, 13. L×c7. Dieser Abtausch, der Weiß noch ein Tempo kostet — denn er entwickelt den Gegner — läßt sich nicht gut umgehen, da der Läufer nicht auf f4 bleiben kann und Weiß doch an seine weitere Entwicklung denken muß. 13. ... D×c7, 14. c×d5—c×d5, 15. Tc1. Entwicklung mit Tempogewinn. 15. ... De7, Schwarz ist nun in der Entwicklung voraus und hat den d-Bauern gegen den b-Bauern. Damit steht er überlegen; sein Zentrum wird vorgehen und das weiße Spiel in Unordnung bringen. Weiß sollte nun, um das Schlimmste zu verhüten, mit Le2 und 0-0 entwickeln und seinen König in Sicherheit bringen. Er versäumt diese Möglichkeit und geht infolgedessen rasch zu Grunde. 16. Dh3?—Lb7, 17. f2—e5, 18. Le2—d4, womit Schwarz dem Gegner den Unterschied zwischen dem d- und b-Bauern klar macht. 19. Sa4—Sd5!, 20. e×d4. Weiß hat nur noch die Wahl zwischen ungenügenden Zügen. 20. ... e×d4, 21. Kf2—Sf4, 22. Lc4—d3!, 23. L×d3 mit überwältigendem Angriff, 23. ... Tad8. Aufgegeben. — Die schönste Partie des Turniers.

Lösungen. Nr. 71: 1. Sa2—Sd5, 2. Tc1; 1. ... Sge4, 2. Lc5. Nr. 72: 1. La5—b×c3, 2. L×c3+; 1. ... b×c3, 2. D×c3+. Nr. 71 angegeben von Wilhelm Nolte und Ludw. Nickel.



Rätsel



Versrätsel.

Die ersten niemand brauchen kann,
Woraus sie auch gemacht;
Doch gerne wendet man sie an,
Geht es im Herbst zur Jagd;
Davon verzehrt so manches Stück
Mit gutem Appetit;
Wer von dem Ganzen kehrt zurück,
Bringt guten Hunger mit.

Rätsel.

Das erste Wort mit „u“
Macht tags die Augen zu;
Das gleiche Wort mit „i“
Das läßt dir keine Ruh’.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 233.

Rätselhafte Inschrift: Es wird nicht alles so heiß gegessen, wie es gekocht wird. — Rätselwort ohne Kopf: Halma, Alma. — Verwandlung: Othello, Ot(hell)o.

Richtige Lösungen sandten ein: Max Birnbaum und Hermann Sipper aus Wiesbaden.